

Julia Elven, Jörg Schwarz, Susanne Maria Weber und Sarah
Wieners

Organisation, Sozialisation und Passungsverhältnisse im wissenschaftlichen Feld

Potenziale qualitativer Mehrebenenanalysen für die rekonstruktive Laufbahnforschung

Organization, socialization and fitting relations in the academic field

Potentials of qualitative multi-level approaches for the reconstructive analysis of careers

Zusammenfassung

Karrieren im wissenschaftlichen Feld lassen sich praxistheoretisch als Trajektorien begreifen und empirisch mittels mehrebenenanalytischer Zugänge erforschen, wobei die Rekonstruktion der alltagspraktischen Produktion spezifischer Passungsverhältnisse in den Fokus rückt. Ausgehend von einer Auseinandersetzung mit verschiedenen Ansätzen der qualitativen Mehrebenenanalyse wird dieser Zugang anhand des Forschungsprojekts „Trajektorien im akademischen Feld“ vorgestellt und seine Potenziale auf Basis exemplarischer Ergebnisse diskutiert. Dabei lässt sich zeigen, wie wissenschaftliche Laufbahnen auf die Herstellung von Passungsverhältnissen zwischen Wissenschaftsorganisationen, Arbeitsbereichskulturen und Wissenschaftler*innen verwiesen sind und dass dieser Hervorbringungszusammenhang seinerseits in einen gesellschaftlichen Diskurs- und Praxisraum eingebettet ist.

Schlagwörter: qualitative Mehrebenenanalyse; Praxistheorie; Passung; Trajektorie; Sozialisation; Wissenschaftlicher Nachwuchs; Laufbahn; Karriere

Abstract

Scientific careers can be theorized as trajectories and then are to be empirically analyzed as processes of fitting between institutional structures of the academic field and the habitus of young researchers. For this purpose, multi-level analysis approaches offer a methodological and methodical framework. The article discusses different approaches of a qualitative multilevel analysis and presents empirical findings of the research project “Trajectories in the academic field“. It can be shown how young researchers’ careers relate to processes of fitting between academic organizations, workgroup cultures and academics and that this relational space of career-production is itself embedded in a societal space of discourse and practice.

Keywords: qualitative multi-level analysis, practice theory; matching; trajectory; socialization; young researchers; career

1 Einleitung

In jüngster Zeit erhalten wissenschaftliche Karrieren wieder ein hohes Maß an Aufmerksamkeit durch die Hochschulforschung, nicht zuletzt, weil die gesellschaftliche Produktion des ‚wissenschaftlichen Nachwuchses‘¹ als steuerungsrelevantes politisches Problem erkannt wurde. Dabei zeigt sich auch in der wissenschaftlichen Diskussion um akademische Laufbahnen häufig ein durch die Reduktion auf ‚beruflichen Aufstieg‘ geprägtes Konzept von Karriere (Ginzberg 1971).

Dem steht eine sozialwissenschaftlich aufgeklärte und ungleichheitstheoretisch informierte Perspektive gegenüber, welche die komplexen sozialen Prozesse in den Blick nimmt, in denen wissenschaftliche Karrieren hervorgebracht werden. Der vorliegende Beitrag diskutiert die Möglichkeiten einer empirischen Auseinandersetzung mit (Wissenschafts-)Karrieren, indem Ergebnisse des Verbundforschungsprojekts „Trajektorien im akademischen Feld“ reflektiert werden: Innerhalb des kürzlich abgeschlossenen Projekts wurden soziologische und erziehungswissenschaftliche Analyseperspektiven verschränkt, um die Hervorbringung wissenschaftlicher Nachwuchskarrieren im Sinne eines Sozialisations- und Bildungsprozesses im akademischen Feld zu rekonstruieren. Aus einer praxistheoretischen Perspektive wurden Laufbahnen als ‚Trajektorien‘ in den Blick genommen, wobei die Ausbildung spezifischer Passungsverhältnisse zwischen habituellen Dispositionen der Nachwuchswissenschaftler*innen und objektivierten Strukturen des wissenschaftlichen Feldes eine zentrale Rolle spielt (Bourdieu 1993, S. 98; Burger u.a. 2016; Weber 2013).

Eine auf diesem Karriereverständnis aufbauende empirische Untersuchung der Produktion spezifischer Laufbahnen im akademischen Feld sieht sich allerdings mit einer hohen Komplexität der sozialisierenden Instanzen konfrontiert, mit einem vielfältigen Zusammenwirken im relationalen Gefüge von Nachwuchswissenschaftler*innen, ihren Peers, den Arbeitsbereichen, den Wissenschaftsorganisationen, den übergreifenden gesellschaftlichen Diskursen um Wissenschaft usw. Insofern bietet sich eine Forschungsperspektive an, die eine Differenzierung unterschiedlich gelagerter Passungsverhältnisse als Ermöglichungsbedingungen wissenschaftlicher Karrieren erlaubt und zugleich deren Integration in soziale Praxis erfassbar macht. Im Folgenden soll die rekonstruktive Mehrebenenanalyse als ein solcher Zugang diskutiert werden.

Dabei wird der Frage nachgegangen, wie sich die Komplexität des Gefüges, in dem sich Karriereverläufe konstituieren, im Sinne eines Mehrebenenansatzes rekonstruieren lässt und wie die Herausbildung von Passungsverhältnissen auf unterschiedlichen ‚Ebenen‘ dieser sozialen Kontexte analysierbar werden. Zu diesem Zweck soll zunächst das hier zugrunde liegende Verständnis einer rekonstruktiven Mehrebenenanalyse unter Bezugnahme auf etablierte Konzepte expliziert und das Potenzial dieser Perspektive für die praxistheoretische Analyse von Passungsverhältnissen diskutiert werden. Im dritten Teil wird ein Forschungsdesign vorgestellt, das an die Idee der Mehrebenenanalyse anschließt und diese um eine praxistheoretische Perspektive erweitert. Nachdem im vierten Teil einige zentrale Ergebnisse der empirischen Analyse aufgezeigt werden, beschäftigt sich der Abschluss abschließend mit möglichen Problemen des Zugangs und Ansatzpunkten für künftige methodische sowie gegenstandsbezogene Weiterentwicklungen.

2 Zur qualitativen empirischen Rekonstruktion von Sozialisationsprozessen in komplexen sozialen Gefügen

Mit dem Begriff der rekonstruktiven Sozialforschung präzisiert Ralf Bohnsack (2014, S. 25) die fundamentale Differenz qualitativer Sozialforschung gegenüber den hypothesenprüfenden Verfahren quantitativer Sozialforschung: Während letztere sich weitgehend ungebrochen am Ideal naturwissenschaftlicher Forschungsmethodik orientiert, trägt die qualitative Sozialforschung der genuinen Besonderheit ihres Forschungsgegenstands Rechnung, dass auch das „Handeln derjenigen, die Gegenstand der Forschung sind – also das sog. Alltagshandeln – [...] auf Konstruktionen, d.h. auf Abstraktionen, Typenbildungen und auch auf Methoden“ beruht. Von dieser grundlegenden Einsicht ausgehend, muss dann aber weiter konkretisiert werden, welcher Natur jene Konstruktionsleistungen sozialer Akteure sind, um deren Analyse sich eine rekonstruktive Sozialforschung bemüht: Bei aller Betonung der Bedeutung des sinnhaften Nachvollzugs akteursseitiger Konstruktionsleistungen, jener symbolischer Strukturen also, die ihr Denken, Wahrnehmen und Handeln in der sozialen Welt organisieren, darf nicht aus dem Blick geraten, dass es für die empirische Sozialforschung hierbei stets um soziale Konstruktionen geht.

2.1 Rekonstruktion konjunkativer Erfahrungsräume

Die zentrale Herausforderung für die rekonstruktive Sozialforschung besteht deshalb vor allem darin, die akteursseitigen Konstruktionen als soziale Konstruktionen zu erschließen: Sie müssen analytisch in Bezug gesetzt werden zu unterschiedlichen sozialen Gefügen, innerhalb derer einerseits die Voraussetzungen zur Alltagskonstruktion durch die Akteure angeeignet wurden und innerhalb derer diese andererseits zu praktischer Anwendung gebracht werden. Da Akteure in eine Vielzahl solcher Gefüge verstrickt sind, stellt sich zugleich die Frage, welche Aspekte nun einige dieser Konstellationen als analytischen Bezugsraum für die rekonstruktive Analyse prädestinieren. Letztlich gründet die Auswahl auf (impliziten) sozialtheoretischen Annahmen der unterschiedlichen methodischen Traditionen und kann deshalb nur in Auseinandersetzung mit diesen differentiellen Zugängen (jeweils unterschiedlich) expliziert werden – die dokumentarische Methode stellt dafür das Konzept des konjunkativen Erfahrungsraums ins Zentrum.

Mit dieser insbesondere an Karl Mannheims Wissenssoziologie anknüpfenden basistheoretischen Annahme gelingt es der dokumentarischen Methode, gleichzeitig eine schlüssige Formulierung des sozialen Bezugshorizontes der empirischen Analysen vorzunehmen und dennoch eine große Breite an Typen in Betracht kommender sozialer Gefüge einzuschließen: So kann die dokumentarische Methode auf die Untersuchung von unterschiedlichen konjunkativen Erfahrungsräumen wie z.B. Milieu, Generation, Geschlecht oder Organisation angewendet werden. In der biographischen Erfahrungsaufschichtung einzelner Akteure überlagern sich diese unterschiedlichen konjunkativen Erfahrungsräume vielfach, methodisch folgt daraus aber die Herausforderung einer analytischen Verknüpfung der sich im Da-

tenmaterial dokumentierenden akteursseitigen Konstruktionsleistungen mit unterschiedlichen potenziell relevanten konjunktiven Erfahrungsräumen. Dies wird geleistet, indem eine bestimmte Typik stets mit „den anderen, auch möglichen – d.h. an der Totalität des Falles mit seinen unterschiedlichen Dimensionen oder Erfahrungsräumen gleichermaßen ablesbaren – Typiken herausgearbeitet wird, sodass sich am jeweiligen Fall unterschiedliche Typiken überlagern“ (Bohnsack 2014, S. 144f.). Nimmt man diese – methodisch sicher schlüssige – Forderung ernst, resultiert daraus aber die forschungspraktische Frage, wie in einem Forschungsdesign sichergestellt werden kann, dass tatsächlich *sämtliche* „den Fall konstituierenden unterschiedlichen Erfahrungsräume, aus denen heraus die unterschiedlichen Typiken generiert werden, in ihrer Abgrenzung voneinander wie in ihrem Bezug aufeinander differenziert herausgearbeitet werden“ (ebd., S. 145). Damit stellt sich zudem aber auch die grundlegende Frage, wie das Verhältnis konjunktiver Erfahrungsräume (sozialtheoretisch) gedacht werden kann: Am Beispiel von Nachwuchswissenschaftler*innen lässt sich leicht nachvollziehen, dass dort dem konjunktiven Erfahrungsraum ‚Geschlecht‘ zweifellos eine hohe Bedeutung zukommt, da sich z.B. ‚männliche‘ und ‚weibliche‘ Karriereverläufe nach wie vor in der Relationierung von Beruf und Familie systematisch unterscheiden. Ebenso plausibel ist die Bedeutsamkeit der Disziplin als konjunktiver Erfahrungsraum, in der man als Wissenschaftler*in Forschungserfahrungen sammelt. Wie aber lässt sich dann wiederum ein gleichsam im Schnittfeld konstituierter spezifischer Erfahrungsraum als Frau im Fach Mathematik rekonstruieren, der sicher nicht in einem schlichten kombinatorischen Ableitungsverhältnis zu den oben genannten typischen Mustern steht (die dann nur die Rolle zweier unabhängiger Variablen einnehmen), sondern der eine soziale Realität sui generis darstellt? Diese Frage verweist auf Überlegungen, wie sie insbesondere in der jüngeren Diskussion um qualitative Mehrebenenanalysen verhandelt werden.

2.2 Rekonstruktive Sozialforschung und Mehrebenenanalyse

Wie Arnd-Michael Nohl (2013, S. 99–108) aufzeigt, ist die Idee, empirische Analysen auf unterschiedliche und auch mehrere Ebenen des Sozialen zu beziehen, in der qualitativen Forschung weit verbreitet: Dabei differenziert er zwischen Zugängen, die – wie z.B. die objektive Hermeneutik – eine Ausdifferenzierung unterschiedlicher Analyseebenen grundagentheoretisch ableiten und Ansätzen, die eine Zurechnung auf bestimmte Ebenen des sozialen Gefüges mittels vergleichender Analysen empirisch einzulösen versuchen. Letzteres kann zunächst dadurch realisiert werden, dass die Fälle aus einer Erhebung hinsichtlich unterschiedlicher Vergleichskriterien auf Gemeinsamkeiten untersucht werden, so z.B. wenn Rosenthal (2011, S. 209) darauf verweist, dass auf der Grundlage der Rekonstruktion der Biographie einer Person auch „Annahmen über die Fallstruktur ihrer Familie oder über die strukturbildenden Merkmale ihrer Generation“ getroffen werden könnten, die dann aber mittels Vergleichen mit weiterem Fallmaterial zu Angehörigen der jeweiligen Familie bzw. der jeweiligen Generation empirisch abgesichert werden müssten.

Damit ist aber zunächst nur die Möglichkeit benannt, unterschiedliche Bezugsebenen in der Analyse des identischen Materials ‚anzusteuern‘ – wie Nohl (2013, S. 100) bemerkt, handelt es sich dabei also letztlich immer (nur) um Zwei-

Ebenen-Analysen in der Form, dass von Einzelinterviews auf einen bestimmten (aber variablen) sozialen Bezugshorizont geschlossen wird. Komplexere Ansätze versuchen hingegen den Anspruch einer *Mehrebenenanalyse* einzulösen, indem dabei unterschiedliche, für die angestrebte Analyseebene relevante empirische Zugänge bzw. Materialarten systematisch in der Analyse verknüpft werden, wie dies insbesondere von Helsper, Hummrich und Kramer gefordert wird:

„Von einer (qualitativen) Mehrebenenanalyse kann man [...] erst sprechen, wenn eine systematische Einbeziehung differenter Aggregierungs- und Sinnebenen des Sozialen erfolgt und eine Zusammenführung der jeweils für eine Ebene gewonnenen Ergebnisse über eine komplexe Gegenstandskonzeption vorgenommen wird.“ (Helsper/Hummrich/Kramer 2010, S. 119)

In ihrer Untersuchung von Schulkulturen nutzen sie entsprechend unterschiedliche Zugänge bzw. Arten von Datenmaterial für die verschiedenen Ebenen, indem sie z.B. Reden von Schulleiter*innen, Interaktionsbeobachtungen, Familiengespräche und Einzelinterviews mit Lehrer*innen, Eltern und Schüler*innen analysieren. Welche Materialarten als repräsentativ für die unterschiedlichen im Fokus stehenden „Aggregierungs- und Sinnebenen des Sozialen“ erachtet werden, entscheidet sich auf Basis theoretischer Erwägungen und einer darin fundierten Heuristik der Gliederung des Forschungsgegenstandes (ebd., S. 126). Im angesprochenen Projekt werden etwa die Ebenen ‚Individuum‘, ‚Interaktion‘, ‚Institution/Milieu‘, ‚Region‘ und ‚Gesellschaft‘ differenziert. In der Analyse wird zunächst jede Ebene separat analysiert, die eigentliche Mehrebenenanalyse erfolgt erst in der Relationierung der Einzelergebnisse zueinander. Dabei steht vor allem die Frage nach Passung bzw. Nicht-Passung zwischen den verschiedenen Ebenen im Mittelpunkt, wo gibt es etwa direkte Anschlüsse, wo Brüche zwischen Schule, Eltern und Kindern?

Nohl betont nun in Auseinandersetzung mit den methodologischen Überlegungen von Helsper, Hummrich und Kramer die Bedeutung einer reflektierten Auswahl von Vergleichshorizonten innerhalb und zwischen den einzelnen Analyseebenen der Mehrebenenuntersuchung. Grundlegendes Auswahlkriterium ist hierbei die „Zugehörigkeit der Vergleichsfälle zu einem auf einer höheren Ebene liegenden Fall“ (Nohl 2013, S. 106), etwa indem zunächst nur Schüler*innen einer Schule miteinander verglichen werden. Während diese Zugehörigkeit im Falle sozialer Entitäten mit institutionalisierter Mitgliedschaft (wie z.B. Organisationen) zunächst noch unproblematisch erscheinen mag, wird die Problematik dort offensichtlich, wo Zugehörigkeit nicht eindeutig (a priori) feststellbar ist (z.B. bei Milieus); dann wird eine eigens durchzuführende Analyse zur empirischen Absicherung oder aber eine theoretische Setzung und Operationalisierung über objektive Eigenschaften nötig (z.B. Definition von Alterskohorten). Jenseits dieser Problematik aber ermöglichen es Nohls Überlegungen zu einem komplexeren Mehrebenenvergleich, kontextuierte Typiken zu entwickeln: „Die Typik, die man im Vergleich der sozialen Gebilde einer Ebene [...] bildet, lässt sich insofern kontextuieren, als dass sie auf die Typiken, die auf einer niedrigeren Ebene entwickelt wurden [...] bezogen wird.“ (Nohl 2013, S. 118).

2.3 Mehrebenenanalyse zur Analyse wissenschaftlicher Laufbahnen

Die diskutierten mehrebenenanalytischen Zugänge bieten vielfältige Anschlussstellen für die Problematik einer rekonstruktiven Erforschung wissenschaftlicher Karrieren: In dem von Helsper, Hummrich und Kramer (2010) vorgeschlagenen Modell kommen als eine Aggregierungsebene Organisationen in den Blick, die in spezifischen Passungsverhältnissen zu den unterschiedlichen Akteuren stehen, die gleichzeitig aber auch eingebunden sind in bildungspolitische Programmatiken. An diese Leistung konnte das hier im Zentrum stehende Projekt zu wissenschaftlichen Nachwuchskarrieren anknüpfen, wobei zwei Aspekte besonderer Betonung bedürfen: Erstens kommt aus praxistheoretischer Sicht der Differenzierung der sozialen Praxis in ‚Ebenen‘ kein eigenständiger sozialtheoretischer Status, sondern ausschließlich eine analytische Funktion zu. Diese analytischen Ebenen dürfen zweitens nicht als vertikal angeordnete, zueinander in einem hierarchischen Beinhaltungsverhältnis stehende Bezugsgrößen verstanden werden. Vielmehr sind sie als einander überlagernde Flächen innerhalb eines mehrdimensionalen Raumes zu denken, an deren Schnittlinien bzw. Schnittpunkten sich je spezifische soziale Praktiken als relationale Muster konstituieren. Umgekehrt bringt soziale Praxis jene Strukturen hervor, die dann analytisch einer Akteurs-ebene, einer organisationalen Ebene, einer Ebene des wissenschaftlichen Feldes etc. zugeordnet werden können. Schließlich ist soziale Praxis auch der Ort, an dem die analytisch unterschiedenen Ebenen zueinander ins Verhältnis gesetzt werden: Die spezifischen Passungen, also die Formen des Ineinandergreifens, aber auch Ambivalenzen organisationsbezogener, feldbezogener oder habituellder Strukturen, zeigen sich in alltäglicher wissenschaftlicher Praxis, bestimmen deren Modus und mithin Form und Erfolg des Karriereverlaufs. Dabei gilt es insbesondere auch die prozessuale Herstellung von Passungsverhältnissen in Rechnung zu stellen. Das heißt aber auch, dass Passungen zwischen den unterschiedlichen analytischen Ebenen in ihrer jeweiligen Spezifik und in ihren praktischen Herstellungsprozessen erforscht werden müssen und nicht aus einem a priori erstellten Verweissystem der Ebenen ableitbar sind.

Eingedenk dieser Konzeption analytischer Ebenen innerhalb einer praxeologischen Mehrebenenanalyse können auch Nohls (2013) Überlegungen zu einem systematischen Mehrebenenvergleich aufgegriffen werden: Die jeweils eigenständige Analyse jeder Ebene muss die Grundlage für deren systematischen Vergleich bilden, ohne dabei ein direktes (hierarchisches) Bezugsverhältnis zu Grunde zu legen, welches wiederum die problematische Identifikation von Zugehörigkeiten voraussetzt. Von besonderem Interesse ist dies in Bezug auf die analytische Fokussierung von Passungsverhältnissen: Diese sind damit nicht mehr länger als ein Ergebnis der substanziellen Analyse aufeinander verwiesener Ebenen zu sehen (nach dem Prinzip: Nachwuchswissenschaftler*innenhabitus, Arbeitsbereichskultur und Organisation passen mehr oder weniger gut zueinander), sondern als ein eigener Gegenstand einer relationalen Analyse, die auf die aktive Herstellung spezifischer Passungsverhältnisse in der sozialen Praxis fokussiert. Im Folgenden soll ein solches Forschungsdesign dargestellt werden, das es ermöglicht, wechselseitige Herstellungsverhältnisse in einer praxistheoretisch fundierten Mehrebenenanalyse empirisch triangulierend in den Blick zu nehmen.

3 Forschungsdesign und methodisches Vorgehen

Das Forschungsprojekt „Trajektorien im akademischen Feld“² wurde als Verbundprojekt der Universitäten Augsburg und Marburg durchgeführt, um Karrierebedingungen und Karriereverläufe von Nachwuchswissenschaftler*innen zu rekonstruieren. Im Sinne einer analytischen Gegenstandskonzeption wurden innerhalb der beiden Teilprojekte drei Ebenen scharfgestellt: die Ebene der Nachwuchswissenschaftler*innen (TP Augsburg), die Ebene der konkreten Arbeitsbereiche, an denen diese während der Promotion arbeiteten und die Ebene der Wissenschaftsorganisationen, in denen die Arbeitsbereiche wiederum eingebunden sind (TP Marburg). Letztere wird zurzeit im Forschungsprojekt „Am Kreuzungspunkt von Exzellenz und Geschlecht“³ diskursanalytisch hinsichtlich der institutionellen Programmatiken und organisationalen Strategien zum wissenschaftlichen Nachwuchs beforcht. Der Projektverbund bezieht sich analytisch vergleichend auf zwei Forschungsfelder: Kognitive Neurowissenschaften und empirische Bildungsforschung. In diesen Feldern wurden insgesamt 34 jüngst promovierte Nachwuchswissenschaftler*innen ausgewählt (TP A) sowie für acht dieser Fälle eine umfangreiche Erhebung der Promotionskontexte (Arbeitsbereich, Wissenschaftsorganisation) vorgenommen (TP MR). Das gemeinsame Sampling differenziert systematisch nach Forschungsfeld, Art der wissenschaftsorganisationalen Einbindung (Universität, außeruniversitäre Forschungseinrichtung, Graduiertenkolleg) und zudem nach Bildungsgrad der Eltern (akademisch/nicht-akademisch) sowie Geschlecht. Um das komplexe Sampling zu realisieren, wurde der Akquise eine quantitative Online-Befragung vorangestellt. Im Augsburger Teilprojekt wurden ausführliche leitfadengestützte Interviews, Videoportraits und telefonische Folgeinterviews durchgeführt, während das Marburger Teilprojekt leitfadengestützte Interviews mit Betreuer*innen, Gruppendiskussionen mit Peers (Kolleg*innen/Mit-Doktorand*innen) der Nachwuchswissenschaftler*innen und Dokumentenanalysen (Arbeitspapiere, programmatische Texte, Websites) auf Ebene der Arbeitsbereiche sowie der Wissenschaftsorganisationen einsetzte.

Die Auswertung erfolgte zunächst separat innerhalb der beiden Teilprojekte. Während im Augsburger Teilprojekt eine Rekonstruktion der wissenschaftlichen Laufbahnen, Alltagspraxen und Selbstverständnisse insbesondere auf Basis der 34 Einzelinterviews im Mittelpunkt stand, wurde im Marburger Teilprojekt anhand der ausgewählten Kernfälle die Ebene der Arbeitsbereichskultur triangulativ erschlossen (Brake 2011): Für jeden Fall wurden die Betreuungsverständnisse der Betreuer*innen herausgearbeitet, die alltägliche Arbeitspraxis sowie darin eingelagerte Wissenschaftsverständnisse standen in den Gruppendiskussionen mit den Peers im Vordergrund, ergänzend erfolgten Analysen relevanter Dokumente auf Arbeitsbereichsebene. Auf der Ebene der Wissenschaftsorganisationen wurden anhand von Website- und Dokumentenanalysen die Programmatiken der Organisationen in Bezug auf den wissenschaftlichen Nachwuchs herausgearbeitet. Das Projekt „Am Kreuzungspunkt von Exzellenz und Geschlecht“ (Weber/Wieners/Grosse 2018) erweitert und vertieft die Erforschung der Wissenschaftsorganisationen systematisch durch Website-Analysen⁴ und führt darüber hinaus Einzelinterviews mit Vertreter*innen der Wissenschaftsorganisationen durch.

Erst auf der Grundlage der analytischen Erschließung jeder einzelnen Ebene wurde dann entlang der einzelnen Fälle deren praktische Verschränkung untersucht und nach der Herstellung spezifischer Passungsverhältnisse gefragt, welche

den Modus der Hervorbringung einer wissenschaftlichen Laufbahn bedingen. Die in der Analyse der einzelnen Ebenen erstellten Typiken bilden dabei den analytischen Kontext, in dessen Rahmen die sich im einzelnen Fall dokumentierenden Passungsverhältnisse auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu anderen Konstellationen hin untersucht sowie Chancen und Risiken einer Laufbahn herausgearbeitet werden können.

4 Die Hervorbringung wissenschaftlicher Laufbahnen in der klassischen Universität

Um den Ertrag dieser Perspektive exemplarisch aufzeigen zu können, wird im Folgenden nur ein Typus jeder Ebene dargestellt (auf Ebene der Wissenschaftsorganisationen der Typus ‚klassische Universität‘, auf Ebene der Arbeitsbereiche das sozialisatorische Arrangement ‚Bildung‘ sowie auf Ebene der Nachwuchswissenschaftler*innen der Verselbstständigungstypus ‚wissenschaftliche Autonomie‘) und jeweils knapp mit weiteren Typen kontrastiert. Dies bildet die Grundlage, um im Anschluss beispielhaft die praktische Herstellung von Passungsverhältnissen anhand eines Falles zu veranschaulichen, für den die Konstellation eben jener Typen von zentraler Bedeutung ist.

4.1 Organisationale Ermöglichungskontexte: Programmatiken und Strategien zum wissenschaftlichen Nachwuchs

Als Wissenschaftsorganisation mit langer Geschichte präsentiert sich die ‚klassische Universität‘⁵ ganz im Sinne des humboldtschen Universitätsentwurfs als autonomer und der reinen Wissenschaft verschriebener Organisationstypus. Auf der Website präsentieren sich solche Wissenschaftsorganisationen z.B. mit feudal anmutenden, herrschaftlichen Gebäuden und Gegenständen, verweisen mit dem Logo auf eine jahrhundertealte Universitätstradition und stellen vor allem grundlagenforschungsbezogene Forschungsergebnisse und -projekte dar. Im Mittelpunkt textlicher und bildlicher Elemente steht hier nicht der einzelne Mensch oder das Organisationsmitglied, sondern die Organisation mit ihren Distinktionsmerkmalen. Dieser Typus markiert und präsentiert sich im Zeichen der Exzellenz als exklusiv und erstklassig. Die Abwesenheit der Wissenschaftler*innen in der Darstellung betont die Exklusivität, wissenschaftliche Exzellenz wird lediglich symbolisch repräsentiert, Artefakte und Insignien markieren den exklusiven Führungsanspruch der Organisation im akademischen Feld.

Die Programmatiken der Nachwuchsförderung legen eine bestimmte Subjektposition und das imaginierte Idealbild des autonomen Wissenschaftlers nahe. Im Vergleich zeigt sich, dass die Subjektposition der Autonomie und Exzellenz zentrales Merkmal der Passung ist. Der zu diesem Organisationstypus passende Wissenschaftler ist bereits exzellent und muss sich nicht mehr durch konstantes Arbeiten an sich selbst als exzellent beweisen. Auch in der Gleichstellungsarbeit der Organisation zeigt sich dieses Bild ‚unbedingter‘ Passung. In juristisch normieren-

der Weise wird eine Exklusion durch Geschlecht seitens der Leitung der Wissenschaftsorganisation als illegitim markiert und damit die Legitimationsbasis der Gleichstellung nicht auf Recht, sondern auf Exzellenz verschoben und als Norm ausgestellt. Nach diesem präsentativen Prinzip strukturiert sich auch der Bereich des wissenschaftlichen Nachwuchses. Zentren, Programme und Preise inszenieren den wissenschaftlichen Erfolg der Nachwuchswissenschaftler*innen und stellen ihn auf der Webseite der Wissenschaftsorganisation dieses Typs aus.

Eine Wissenschaftsorganisation dieses Typs inszeniert sich hier als Organisation, indem sie sich in ein bestimmtes Verhältnis zum wissenschaftlichen Nachwuchs setzt: Im Modus einer Akquiseinstanz von Humanressourcen thematisiert sie den Wettbewerb um die besten Köpfe und präsentiert sich als Exzellenz voraussetzende und gleichzeitig als um Exzellenz werbende Organisation. Den zu gewinnenden Humanressourcen des wissenschaftlichen Nachwuchses verspricht sie die besten Bedingungen (finanzielle Sicherheit, Exzellenzstatus durch die Zugehörigkeit zum exzellenten Kontext sowie forschersische Autonomie). Dieses Ideal der ‚unbedingten‘ Wissenschaftler*in inszeniert sich am Ort der exzellenten und hinsichtlich externer Ansprüche ‚unbedingten‘ Universität (Derrida), welche allerdings gleichzeitig das Wissenschaftlersubjekt als homo oeconomicus und ‚Human Resource‘ entwirft, den es mittels Anreize und ‚incentives‘ zu rationalen Wahlentscheidungen bewegen will. Gerade im maximal kontrastierenden Vergleich mit dem Typus der ‚bedingten‘ Wissenschaftsorganisation zeigt sich, dass Karrieren hier völlig fraglos auf eine Einmündung in das Wissenschaftssystem ausgerichtet sind, eine Thematisierung möglicher alternativer Pfade in Wirtschaft und Gesellschaft findet nicht statt.

Der kontrastive Typus der gesellschaftlich eingebetteten Universität hingegen präsentiert Organisationsmitglieder als Alltagssubjekte. Die bildlichen Inszenierungen auf Websites dieses Typs Wissenschaftsorganisation geschehen durch viele junge und wenig idealisierte Menschen. Statt mit den Insignien der Exzellenz positioniert sich dieser Typus von Wissenschaftsorganisation als Dienstleisterin für Wirtschaft und Gesellschaft und Ausbildungsinstanz für den Markt. Für den wissenschaftlichen Nachwuchs wird ein Entwicklungsverständnis angelegt, das als Ausgangspunkt der Förderung die Brüchigkeit und Kontingenz von Biographien markiert. Die so inszenierte Problematik der Planbarkeit mündet in die Legitimation und Steigerung individueller Planungsprojekte, welche institutionell im Modus der Dienstleistung und organisational als Strategien der Begleitung und Vernetzung angelegt werden. Die Wissenschaftsorganisation dieses Typs inszeniert sich als zuständig für die Organisation und Begleitung von Übergängen, welche als ergebnis- und zieloffen markiert werden. Als legitim gilt es hier, den wissenschaftlichen Nachwuchs mit extrafunktionalen Qualifikationen und Zusatzqualifikationen für potentielle Arbeitgeber auszustatten. Autonomie bezieht sich hier nicht auf die Inhalte der thematischen Befassung mit Gegenständen, sondern auf die Lebenswege, die es in heteronomen und unkontrollierbaren Kontexten zu gestalten gilt.

Der wissenschaftsunternehmerischen Akquisestrategie der ‚klassischen Universität‘ als Exzellenzuniversität steht hier das imaginierte Leitbild des ‚employable‘ Professionellen gegenüber. Im Bereich der Gleichstellungsarbeit findet sich hingegen durchaus ein politischer Duktus, der Zielstrebigkeit, einen professionellen Ethos und Geradlinigkeit den heteronomen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen entgegensetzt und Autonomie damit in das Subjekt der Entscheidung seiner Lebenswege und Lebensziele verlagert. Insgesamt wird damit das imaginierte

Szenario zu einem spannungsreichen Ensemble zwischen Lebensentscheidungen und heteronomen Ansprüchen eines wirtschaftlichen und gesellschaftlichen ‚Außen‘, das in die Universität hinein geholt wird und seine Legitimität im Kontext der ‚bedingten‘ Universität auch entfaltet.

4.2 Arbeitsbereichskulturen: Das sozialisatorische Arrangement des Typus „Bildung“

Gerade innerhalb von Wissenschaftsorganisationen, die klassisch durch eine relativ hohe Autonomie ihrer Teilbereiche geprägt sind, lassen sich dann auf Ebene der konkreten Arbeitsbereiche potenziell sehr unterschiedliche Kulturen identifizieren und typisieren (hier im praxistheoretischen Sinne zu verstehen als spezifische symbolische Ordnungen, die gleichsam Produkt und Grundlage alltäglicher Praktiken sind). Charakteristisch für den Typus „Bildung“ ist eine Kultur, die am ehesten einem ‚klassischen‘ Wissenschaftsverständnis verpflichtet ist, bei dem den Wissenschaftler*innen – explizit auch dem wissenschaftlichen Nachwuchs – vergleichsweise hohe Autonomie in ihrer Alltagspraxis eingeräumt wird, in der sich eine intrinsisch motivierte und fachlich begründete Themenorientierung entfalten kann. Mit der grundsätzlichen Anerkennung der Bedeutung von Autonomie geht zugleich auch eine Absage an eine direktive Steuerung der Forschungs- bzw. Qualifikationsprojekte des wissenschaftlichen Nachwuchses einher, es wird stark auf die steuernde Wirkung der Logik wissenschaftlicher Erkenntnis vertraut, die man *„nicht so genau takten“* (B. Wahnke)⁶ kann. Dies steht in einem deutlichen Gegensatz etwa zum Typus der „Erziehung“, wo ein sehr kleinschrittiges Anleiten und Kontrollieren der Nachwuchswissenschaftler*innen in alltäglichen Arbeitsvollzügen vor dem Hintergrund eines geradezu handwerklichen Wissenschaftsverständnisses erfolgt: Nachwuchswissenschaftler*innen müssen *„Wissenschaft LERNEN“* (B. Baldwig).

Im Typus „Bildung“ stellt eine sinnvolle gegenstandsbezogene und methodische Eingrenzung der Nachwuchsprojekte und die Sicherstellung ihrer thematischen Anschlussfähigkeit an den Arbeitsbereich ein wichtiges Fundament dar: In dem Maße wie alle (Nachwuchs-)Wissenschaftler*innen hier ihre jeweils eigenen Themen autonom verfolgen sollen, wird zugleich ein übergeordneter gemeinsamer Bezug zu einer bestimmten Sachthematik wichtig, denn *„das eigentliche Dach, was das quasi zusammenhält ist so die inhaltliche Ausrichtung auf bestimmte Forschungsfragen“* (B. Wahnke). Ausgehend davon sind die sich entwickelnden Forschungsprozesse aber prinzipiell offen und nicht vollständig durchplanbar, was explizit auch die Möglichkeit von Irrwegen und Sackgassen im Verlauf des Forschungs- bzw. Promotionsprozesses einschließt – gerade diesen wird in diesem Typus eine wichtige Funktion für Entwicklungs- und Bildungsprozesse zuerkannt. In Arbeitsbereichen, die stark dem Typus „Training“ entsprechen, ist diese Anerkennung eigenlogischer Bildungsprozesse hingegen rudimentär ausgeprägt. Statt innerer Entwicklungsprozesse steht die Performanz im Vordergrund – *„man muss perfekt sein (...) halbe Sache leisten wir uns hier nicht“* (NW Linders) – die ihrerseits auf Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft der Nachwuchswissenschaftler*innen zurückgeführt wird. Indem zugleich die Erfolgsdimension klar bestimmt ist, werden Misserfolge weniger als Lernchance, sondern vielmehr als Mangel an Motivation oder Können aufgefasst.

Die Rolle der Betreuer*innen ist im Typus Bildung v.a. die der kritischen Partner*innen, die immer wieder punktuell ihre Perspektive (allenfalls mahnend oder warnend) einbringen und nur im Fall wirklich ernsthafter Fehlentwicklungen die Autonomie der Nachwuchswissenschaftler*innen durch direkte Eingriffe (in Form von konkreten Handlungsanweisungen) beschneiden. Damit wird bei diesem Typus aber die strukturelle Ambivalenz ersichtlich zwischen der prinzipiellen Anerkennung der Nachwuchswissenschaftler*innen als (zumindest potenziell) ebenbürtige Wissenschaftler*innen auf der einen und der gleichzeitigen Anerkennung ihres Status als noch vergleichsweise unerfahrene und (diffus) in Ausbildung begriffene Forscher*innen auf der anderen Seite, die den Qualifikationsprozess zugleich als Bildungsprozess markiert. Dies bedeutet häufig aber auch, dass diese Betreuer*innen expliziten Lerngelegenheiten im Arbeitsalltag und v.a. institutionalisierten Weiterbildungsangeboten wenig Bedeutung beimessen bzw. deren Inanspruchnahme ebenfalls in die Eigenverantwortung der Nachwuchswissenschaftler*innen verlegen. Davon lässt sich der Typus des „Lernarrangements“ abgrenzen, in dem die Betreuer*innen es als ihre explizite Aufgabe auffassen, eine lernhaltige Umgebung für Nachwuchswissenschaftler*innen zu gestalten. Ein*e Betreuer*in erklärt, er/sie prüfe, *„welches Thema macht der Doktorand oder die Doktorandin, welche Methodenkompetenz ist erforderlich, so, was können wir innerhalb der Abteilung bieten“* (B Hartwig). Wissensaustausch wird so etwa organisiert, indem interner Wissensaustausch durch die Gestaltung der Arbeitsabläufe systematisch befördert wird oder gezielt externe Wissensressourcen (z.B. in Form von Gastwissenschaftler*innen) in den Arbeitsbereich integriert werden.

Anhand dieser knappen Skizzierung des Typus „Bildung“ und seiner punktuellen Kontrastierung mit den drei anderen in der Analyse herausgearbeiteten Typen von Arbeitsbereichskulturen wird bereits deutlich, dass Promovierende dort auf sehr unterschiedliche Art als wissenschaftlicher Nachwuchs adressiert und sozialisiert werden. Wenn aber alle diese Typen potenziell wissenschaftliche Karrieren ermöglichen, so rückt die Frage ins Zentrum, in welchem Verhältnis dazu die habituellen Dispositionen wissenschaftlicher Verselbständigung stehen.

4.3 Habituelle Ermöglichungsbedingungen: Typen der Verselbständigung im wissenschaftlichen Feld

Nicht nur gilt die Promotion formal als „Befähigung zu vertiefter selbständiger wissenschaftlicher Arbeit“ und „Beleg einer eigenständigen Forschungsleistung“ (Hochschulrektorenkonferenz o.J.), die wissenschaftliche Alltagspraxis und Produktion ist generell durch einen hohen Grad an Selbstständigkeit und Eigenverantwortlichkeit geprägt (Gülker/Böhmer 2010). In den Interviews mit den Nachwuchswissenschaftler*innen zeigte sich die zentrale feldspezifische Anforderung wissenschaftlicher ‚Verselbständigung‘ tatsächlich als generelles und erfolgskritisches Entwicklungsziel (Burger/Elven 2016) und als Laufbahnbedingung, auf die sie sich in unterschiedlicher Form beziehen.

‚Wissenschaftliche Autonomie‘ stellt jedoch kein Abstraktum dar, das durch An- bzw. Abwesenheit über Erfolg oder Scheitern einer Laufbahn entscheidet. Vielmehr wird diese Selbstständigkeit in konkreter Wissenschaftspraxis in spezifischer Weise hervorgebracht und angeeignet, sodass sich verschiedene Formen wissenschaftlicher Autonomie systematisch voneinander unterscheiden lassen. In

einer zweiten, auf Autonomie- und Verselbständigungsaspekte fokussierten komparativen Analyse konnten vier Autonomietypen unterschieden werden: (1) der Typus ‚Projektautonomie‘, welcher einerseits durch eine hohe Relevanzsetzung selbständig gestalteter Entscheidungs- bzw. Steuerungsprozesse im Rahmen konkreter Arbeitsvollzüge, andererseits durch eine klare Abgrenzung positionsbezogener Aufgaben- und Kompetenzbereiche gekennzeichnet ist; (2) der Typus ‚Beteiligungsautonomie‘, bei dem Autonomie insbesondere auf die eigenständige Beteiligung an der wissenschaftlichen Produktionsgemeinschaft bezogen ist, d.h. auf die Möglichkeit einen eigenständigen Beitrag für die scientific community zu leisten; (3) der Typus ‚Bewertungsautonomie‘, der sich durch stark überzeugungs- und wertegeleitete Handlungsmodi auszeichnet und Autonomie als Orientierung an klaren und eindeutigen Handlungsgrundsätzen herstellt, auf deren Basis eigenständig Prioritäten gesetzt und Entscheidungen getroffen werden; und schließlich (4) der im Folgenden fokussierte Typus ‚Entwicklungsautonomie‘ (für eine ausführliche Darstellung der Gesamttypik vgl. Burger/Elven 2016).

Im Typus ‚Entwicklungsautonomie‘ wird wissenschaftliche Selbständigkeit insbesondere über eine Orientierung an inhaltlichen und persönlichen Entwicklungsprozessen hervorgebracht, wobei sich die Forschungsarbeit der exakten Planbarkeit und Strukturierung weitestgehend entzieht (ebd.). Entfaltung des Promotionsprojekts und persönliche Entwicklung scheinen sowohl im Rahmen des wissenschaftlichen Arbeitens, als auch in der Selbstwahrnehmung ‚entwicklungsautonomer‘ Nachwuchswissenschaftler*innen in einem emergenten Prozess untrennbar miteinander verflochten. Entsprechend suchen sie nach einer „eigenen Argumentationslinie“ (NW Holthaus) bzw. nach einem „eigenen Weg“ (NW Weiß), der sich individuell im Verlauf der Promotion entfaltet. Dieser wird eine starke Eigendynamik zugesprochen, wobei die Promovend*innen den Eindruck vermitteln, nur sehr bedingt kontrollierend auf den Promotionsprozess einwirken zu können. Zwar gehen damit ein erhöhtes Kontingenzbewusstsein und Unsicherheiten einher, andererseits wird die Promotion als persönliches, intrinsisch begründetes Entwicklungsprojekt rekonstruiert, dessen Selbstverwirklichungspotenzial eine starke identifikatorische und motivierende Wirkung entfaltet: Promoviert wird „weniger aus karriereorientierten Gründen sondern eher für mich selbst“ (NW Weiß). Die handlungspraktische Spezifik dieses Typus zeigt sich in (zeitlich und inhaltlich) entgrenzten Suchbewegungen in der Bearbeitung der Promotion, wobei sowohl die erforderliche Zeit als auch inhaltlich-thematische Explorationen als nur sehr eingeschränkt planbar und eingrenzbar wahrgenommen werden. Andere Akteure (Betreuer*in, Kolleg*innen, Mentor*innen etc.) werden dabei vornehmlich als Impulsgeber*innen relevant, die wiederum Entwicklungsprozesse eher anstoßen als mitgestalten. Schließlich ist der Typus ‚Entwicklungsautonomie‘ durch einen starken Selbstbezug gekennzeichnet, denn die enge Verknüpfung forschersicher und persönlicher Entwicklung geht mit der Betonung eigener Bedürfnisse, Wünsche und Interessen einher. So wird für den Forschungsprozess rückblickend besonders relevant: „dass ich mir erst mal überlege was ich machen will und wozu ich was machen will dass ich mir des selber aussuchen kann und nicht in irgend ein Projekt gestoßen wurde was es schon gibt“ (NW Baumann).

Es ist nun wichtig zu betonen, dass die Typen wissenschaftlicher Autonomie, die bestimmte Praxismodi des wissenschaftlichen Arbeitens kennzeichnen, weder reflexiv wählbar sind (sie entstehen im Zuge der beruflichen Sozialisation im Zusammenspiel habituellem Dispositionen und Kontextbedingungen), noch generell

über Erfolg oder Misserfolg der Laufbahn entscheiden. Inwiefern sie zu einer anerkannten und in diesem Sinne erfolgreichen wissenschaftlichen Praxis beitragen, hängt wiederum mit den konkreten Situationen zusammen, in denen eine spezifische Disponiertheit hinsichtlich wissenschaftlicher Autonomie Wirkung entfaltet: So kann etwa die den Typus Entwicklungsautonomie kennzeichnende Fokussierung auf Inhalte mit hohem identifikatorischen Potenzial und die Möglichkeit, sich zeitlich entgrenzt in Forschungsprozesse zu versenken, zwar auf hohe Anerkennung stoßen, jedoch geht dieser Modus auch mit der Gefahr einer potenziellen Unabschließbarkeit des Promotionsprojekts einher. Auch ist hier die (prinzipiell fruchtbare) Steuerung und Unterstützung von Seiten der Betreuer*innen eine sensible Aufgabe, denn ein zu rigides Eingreifen in den Promotionsprozess kann die hohe Identifikation mit dem Promotionsprojekt untergraben und dabei die Arbeitsmotivation erheblich schmälern. Daher ist es notwendig, eben das konkrete Zusammenspiel der habituellen Dispositionen von Nachwuchswissenschaftler*innen, der Arbeitsbereichskulturen, sowie der Strategien und Programmatiken der entsprechenden Wissenschaftsorganisationen näher zu betrachten. Nur auf diesem Weg können Aussagen über erfolgskritische Aspekte der spezifischen Hervorbringung einer wissenschaftlichen Laufbahn entwickelt werden.

4.4 Wissenschaftliche Laufbahnen in der Produktion: Zur Herstellung spezifischer Passungsverhältnisse

Davon ausgehend, dass sowohl die habituellen Dispositionen von Nachwuchswissenschaftler*innen als auch die in Form von Organisation und Arbeitsbereich institutionalisierten Promotionskontexte erfolgskritisch für die Ausbildung wissenschaftlicher Autonomie sind, werden Passungsverhältnisse als in Praxis gegenwärtige, dynamische Verhältnisse institutionalisierter und habitualisierter Strukturen verstanden. Dieser Zugang ermöglicht eine analytische Relationierung jenseits zu kurz greifender dichotomer Zuordnungen wie z.B. passend/nicht-passend (Schwarz/Elven/Burger 2018). Im Folgenden soll die ebenenübergreifende Analyse des Zusammenspiels habitueller und institutionalisierter Strukturen in der Hervorbringung wissenschaftlicher Karriereverläufe anhand einer Fallkonstellation exemplarisch veranschaulicht werden. Hier verweisen der Organisationstypus der klassischen Universität, das Arbeitsbereichsarrangement des Typus ‚Bildung‘ und ein Laufbahnakteur des Typus ‚Entwicklungsautonomie‘ aufeinander.

Charakteristisch für die Passungsverhältnisse innerhalb der betreffenden Wissenschaftsorganisation sowie am Arbeitsbereich, ist 1. eine starke Homologie der internalisierten und institutionalisierten Muster der wissenschaftlichen Alltagspraxis, der sozialen Bindungen und der Wissenschaftsverständnisse, 2. eine ausgeprägte Kohärenz ebendieser Muster, also nur sehr geringe strukturelle Ambivalenzen und 3. systematische, strukturell integrierte und durch die Akteure internalisierte ‚Toleranzfelder‘, die eine hohe ‚Spielpassung‘ ermöglichen und vor allem strukturiert ist durch die Annahme positionaler, thematischer, geschlechtsspezifischer etc. Unterschiede.

Erstens besteht sowohl auf Ebene des Arbeitsbereichs, als auch auf Ebene der Organisation ein annähernd geteiltes Wissenschaftsverständnis, aus dem (implizite) Konsequenzen für die Alltagspraxis und die sozialen Beziehungen abgeleitet werden: Dieses lässt sich zunächst charakterisieren als eine implizite Orientierung

des Arbeitsbereichs am ‚klassischen‘ humboldtschen Wissenschaftsideal ‚in Einsamkeit und Freiheit‘, welches mit dem Selbstverständnis des oben gekennzeichneten Organisationstyps korrespondiert und entsprechend durch eine über die Arbeitsbereichsebene hinausweisende, organisationale Praxis gestützt wird. Diese bringt Forschung im Modus eines eigenständigen, persönlichen, individualisierten Projektes hervor, das sich emergent und als eigenlogischer und eigenzeitlicher Prozess vollzieht, korrespondiert also auch auf habituellem Ebene mit den Haltungen Entwicklungsautonomie-orientierter Nachwuchswissenschaftler*innen. Die Akteure – Organisation, Betreuer*innen, Peers und Nachwuchswissenschaftler*innen – verweisen einheitlich auf eine Wissenschaftsvorstellung des persönlich motivierten und idealistischen Projektes. Diese institutionell legitimierte Position schützt auch gegen die Verwerfungen ökonomischer und politischer Bedingtheiten. Das geteilte Wissenschaftsideal stellt die Individualität von Forschungsprozessen ins Zentrum. Dementsprechend ist der individuelle wissenschaftliche Alltag durch relative Zeit- und Gestaltungsautonomie gekennzeichnet und fordert umgekehrt aber auch den autonomen Umgang mit inhaltlichen Entscheidungsalternativen und zeitlicher Eigenstrukturierung. Als wissenschaftliche Anerkennungsgemeinschaft teilt man im inhaltlichen, aber auch prozessbezogenen Austausch den konkreten Forschungsalltag. In den je persönlichen, interessengeleiteten, emergent entstehenden Forschungsprojekten kultiviert sich eine Vorstellung der bildenden Erfahrung, der Wissensaneignung, Fähigkeits- und Persönlichkeitsentwicklung.

Zweitens besteht eine hohe Kohärenz zwischen dem Wissenschaftsverständnis und der realisierten Alltagspraxis auf allen analytischen Ebenen: Da individuelle, zeitlich entgrenzte Forschungs- und damit auch stets persönliche Entwicklungsprozesse im Vordergrund stehen, wird Forschung praktisch vornehmlich in Eigenarbeit geleistet und es etabliert sich eine thematische, nicht funktionale Differenzierung. So bieten alle Mitarbeiter*innen Lehrveranstaltungen in ihren Expertisefeldern an, beteiligen sich ggf. interessegeleitet an der Selbstverwaltung, forschen mit unterschiedlichen Methoden- und Themenschwerpunkten empirisch etc. Austausch und Unterstützung zwischen den Mitarbeiter*innen findet punktuell statt und begründet sich v.a. durch die geteilte Anerkennung der jeweiligen individuellen Entwicklungsprozesse. Kohärent zeigen sich in der gelebten Betreuungspraxis die Prinzipien der Autonomie, der Anerkennung eigenständiger Forschung in Promotionsprojekten und das Prinzip eigenzeitlicher Emergenz in der Forschung. Die realisierte Form wissenschaftlicher Praxis wird gestützt durch etablierte Regeln wie flexible Zeitstrukturen, interessengeleitete Aufgabenverteilung nach dem Kriterium der Passung zu Forschungsinteressen, der Betonung der Fachlichkeit, die sich in Organisationformen wie Kolloquien oder der impliziten Anerkennung erfahrungsbegründeter Seniorität ausdrückt.

Drittens können sich in dieser Konstellation auf der Grundlage der strukturellen Homologien sowie der Kohärenz zwischen Wissenschaftsverständnis, Sozialbeziehungen und Alltagspraxis insbesondere auf Ebene des Arbeitsbereichs Toleranzfelder etablieren, in denen Differenzen praktisch integriert werden können: Divergente Wissensbestände, Leistungsvermögen und Verantwortlichkeiten, unterschiedliche Wissensgebiete und Themenschwerpunkte, individuelle Arbeits- und Kommunikationsstile sowie variierende Bedürfnisse und Problemlagen können innerhalb einer ‚Spielpassung‘ legitim auf unterschiedliche Interessenlagen, persönliche Entwicklungsstände, aber auch auf grundlegendere Strukturmerkmale zugerechnet werden. So spielt etwa die Kategorie Geschlecht am Arbeitsbereich eine wichtige Rolle für die Binnendifferenzierung. Insbesondere die kollektive im-

plizite Orientierung an der Entwicklungslogik emergenter Arbeits- und Bildungsprozesse ermöglicht dabei zu einem gewissen Grade die Tolerierung und Integration divergierender Handlungen als ‚noch nicht‘ passend. Die Darstellung der multiperspektivischen Analyse zur Herstellung spezifischer Passungsverhältnisse gibt immerhin einen exemplarischen Eindruck davon, wie nicht nur einzelfallbezogene Einblicke in die Konstitutionsprozesse wissenschaftlicher Nachwuchskarrieren gewonnen werden können. Zugleich bildet diese Analyse die Grundlage, um wiederum Rückschlüsse auf die generellen Verhältnisse der zuvor besprochenen Typen auf den unterschiedlichen Ebenen ziehen zu können: So zeigt sich hier auch, wie eine stark entwicklungsautonome Disposition der Nachwuchswissenschaftler*in innerhalb einer stark dem Typus Bildung entsprechenden Arbeitsbereichskultur und einer Organisation, die sich selbst als autonom konstituiert, in Praxis gebracht werden kann, und welche Chancen, aber auch welche konkreten Risiken dabei für die Karriereverläufe entstehen.

Die institutionell inszenierte Figur der Autonomie und Legitimität von Wissenschaft als Suche nach Wahrheit – und nicht als Erbringung gesellschaftlich verwertbarer Ergebnisse – unterstützt ein ungebrochenes und klassisches Forschungs- und Wissenschaftsverständnis im Arbeitsbereich. Passung in der ‚unbedingten‘ Universität entsteht mittels autonomer Forscher*innen, die in ihrer wissenschaftlichen Alltagspraxis wiederum sozialisatorisch individuelle und kollektive (Selbst-)Bildung kultivieren und auch reflexiv als Norm setzen.

5 Ausblick

Wie deutlich geworden ist, leistet das dargestellte Forschungsdesign die mehr-ebenenanalytische Rekonstruktion wissenschaftlicher Laufbahnen. Es wurde gezeigt, dass dabei eine typisierende Untersuchung der differenten organisationalen, arbeitsbereichsbezogenen und habituellen Strukturen die Grundlage für komplexe integrative Analysen bildet, auf deren Basis schließlich auch allgemeinere Muster von Passungsverhältnissen in Erscheinung treten, die auf strukturelle Homologie der habituellen, der Arbeitsebene und der Organisationsebene verweisen. Mit den fallbezogenen Auswertungsbestandteilen gehen aber spezifische Probleme des methodischen Zugangs einher: Insbesondere im stark auf die öffentliche Repräsentation verwiesenen akademischen Feld ist zunächst auf die forschungsethische Problematik der Anonymisierbarkeit hinzuweisen, welche die Möglichkeiten einer fallanalytischen Darstellbarkeit der Forschungsergebnisse erheblich einschränkt.

In jedem Fall wäre mit Blick auf die Verlaufsförmigkeit wissenschaftlicher Laufbahnen eine nicht nur analytische Prozessrekonstruktion, sondern auch im Erhebungsdesign angelegte Längsschnittlichkeit (Brake 2018) weiterführend, welche jedoch nicht nur unter aktuellen förderpolitischen Voraussetzungen schwierig zu realisieren ist, sondern insbesondere auch einen mehr-ebenenanalytischen Zugang vor neue Herausforderungen stellen würde. Neben der zeitlichen muss aber auch die materiell-räumliche Dimension als potenzialreich für eine praxeologische Laufbahnforschung gelten, wie die Ergebnisse der STS eindrücklich zeigen (Knorr-Cetina 2002). In der Analyse deuteten sich zudem Unterschiede zwischen unterschiedlichen Generationen von Wissenschaftler*innen im Hin-

blick auf ihr grundlegendes Wissenschaftsverständnis an. Vor diesem Hintergrund gilt es zukünftig, insbesondere den Beziehungen zwischen generationalen Orientierungen und übergreifenden historischen Verschiebungen innerhalb der Diskurse um die gesellschaftliche Aufgabe von Wissenschaft nachzugehen.

Anmerkungen

- 1 Trotz der berechtigten Kritik an diesem Begriff, wird im Folgenden durchgehend von Nachwuchswissenschaftler*innen gesprochen, weil u.E. die verfügbaren Begriffsalternativen je eigene Probleme aufweisen, etwa einen latenten Ageism (junge Wissenschaftler*innen) oder eine Verkenntung des beruflichen und produktiven Charakters wissenschaftlichen Arbeitens außerhalb der Professor*innenschaft (Wissenschaftler*innen in Qualifikationsphasen).
- 2 Gefördert wurde das Verbundforschungsprojekt durch das BMBF im Programm „Forschung zum Wissenschaftlichen Nachwuchs“ (FoWiN) von 2013-2016 (FKZ 16FWN006 & 16FWN007).
- 3 Gefördert durch das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst im Rahmen des Programms „Förderung der Geschlechterforschung“ von 2016-2018.
- 4 Da Websites als öffentlichkeitswirksames Instrument zur hoch strategischen Präsentation korporativer Identitäten genutzt werden, stellen sie unter Reflexion ihres Charakters einer organisationalen „Schauseite“ (Kühl 2011) einen fruchtbaren analytischen Zugang zur Ebene der Wissenschaftsorganisation dar (vgl. Weber/Wieners/Grosse 2018).
- 5 Aus Gründen der Sicherung einer angemessenen Anonymisierung auf der Fallebene wird hier auf direkte Zitationen aus den zumeist öffentlich über das Internet zugänglichen Dokumenten verzichtet.
- 6 Zitate aus dem empirischen Material sind kursiv hervorgehoben und entsprechend der Materialgruppe markiert: Nachwuchswissenschaftler*innen (NW), Betreuer*innen (B).

Literatur

- Bohnsack, R. (2014): *Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in qualitative Methoden*. 9. Aufl. Opladen.
- Bourdieu, P. (1993): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a.M.
- Brake, A. (2018): Prozessorientierung und Längsschnittlichkeit als Forschungsstrategie der Organisationspädagogik. In: Göhlich, M./Schröer, A./Weber, S.M. (Hrsg.): *Handbuch Organisationspädagogik*. Wiesbaden, S. 307–318.
- Brake, A. (2011): Kombinieren, mixen, verbinden? Integration als konstitutives Element methodentriangulierender Zugänge. In: Ecarius, J./Miethe, I. (Hrsg.): *Methodentriangulation in der qualitativen Bildungsforschung*. Oladen; Farmington Hills.
- Burger, H./Elven, J. (2016): Autonomie und Trajektorie. Zur Bedeutung von Verselbständigung für wissenschaftliche Laufbahnen. In: Reuter, J./Berli, O./Tischler, M. (Hrsg.): *Wissenschaftliche Karriere als Hasard. Eine Sondierung*. Frankfurt a.M./New York, S. 77–100.
- Burger, H./Elven, J./Schwarz, J./Teichmann, F. (2016): „Organisierte Karrieren“. In: Göhlich, M./Weber, S.M./Schröer, A./Schemmann, M. (Hrsg.): *Organisation und Methode*. Wiesbaden, S. 143–151. https://doi.org/10.1007/978-3-658-13299-6_13
- Ginzberg, E. (1971): *Career Guidance. Who Needs It, Who Provides It, Who Can Improve It*. New York.
- Gülker, S./Böhmer, S. (2010): Nachwuchspolitik. In: Simon, D./Knie, A./Hornbostel, S. (Hrsg.): *Handbuch Wissenschaftspolitik*. Wiesbaden, S. 176–192. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91993-5_13

- Helsper, W./Hummrich, M./Kramer, R.-T. (2010): Qualitative Mehrebenenanalyse. In: Friebertshäuser, B./Langer, A./Prenzel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. 3., vollst. überarbeitete Aufl. Weinheim/München, S. 119–135.
- Hochschulrektorenkonferenz (o.J.): Promotion.
<https://www.hrk.de/themen/forschung/promotion/> (28. September 2017)
- Knorr-Cetina, K. (2002): Wissenskulturen: ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen. Frankfurt a.M.
- Kühl, S. (2011): Organisationen – eine sehr kurze Einführung. Wiesbaden.
- Nohl, A.-M. (2013): Relationale Typenbildung und Mehrebenenvergleich: Neue Wege der dokumentarischen Methode. Qualitative Sozialforschung. Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-01292-2>
- Rosenthal, G. (2011): Interpretative Sozialforschung: eine Einführung. Weinheim.
- Schwarz, J./Elven, J./Burger, H. (2018): Passungsverhältnisse in professionellen Feldern. In: Sander, T./Weckwerth, J. (Hrsg.): Das Personal der Professionen. Soziale und fachkulturelle Passungen bei Ausbildung, Berufszugang und professioneller Praxis. Weinheim.
- Weber, S./Wieners, S./Grosse, L. (2018, i.E.): Das Netz der Organisation und seine Oberflächen. Potenziale der Websiteanalyse zur Erschließung organisationaler Diskurse. In: Weber, S./Schröder, C./Truschkat, I./Herz, A./Peters, L. (Hrsg.): Organisation und Netzwerke. Wiesbaden.
- Weber, Susanne Maria (2013): Transforming the Academic Field. Field-reflexivity and academic access for non-traditional doctoral candidates In: Engels-Schwarzpaul, Tina and Michael A. Peters (ed.): Of Other Thoughts: Non-traditional Approaches to the Doctorate. A Handbook for Candidates and Supervisors - From Ontology to Action. Sense Publishers. Rotterdam. Pp. 115–130.